universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Lyrische Reisen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1878

XXIII. Riva und Torbole. Oktober 1875

urn:nbn:at:at-ubi:2-8437

XXIII.

Riva und Torbole.

Oktober 1875.

Riva iſt eine alte Stadt am Gardaſee, dem alten Benacus, gelegen, die früher den Fürſtbiſchöfen von Trient zuſtändig war und mit Recht als ein Juwel in ihrer Inſel betrachtet wurde. Sie iſt aus engen und finſtern Gaſſen zuſammengeſetzt, doch ſtehen an dieſen manche hohe, wuchtige, monumentale Häuſer, mit marmornen Thüren, Balconen und Wappenſchildern. Um der Bevölkerung, welche ſich von den alten Römern ableitet, dieſen Urſprung immer lebendig zu halten, hat man in neueſter Zeit einzelnen Theilen der Stadt wieder claſſiſche Namen gegeben, ſohin z. B. den Hafenplatz Piazza benacense und eine Straße gar Nereidengaſſe (via Nereidi) genannt. Was dagegen la Virginia und la Florida bedeuten — ob die Sehnſucht nach der neuen Welt, die ja auch ein Italiener entdeckt hat, oder ob etwa Virginia an die Zeit der Decemvirn erinnern und die Jungfrauen von Riva vor den Nachſtellungen der Patricier warnen ſoll — das weiß ich nicht.

Ein merkliches Leben herrſcht in dem Hafen von Riva. Zwei Dampfboote gehen alle Morgen je nach Deſenzano und Peſchiera und kommen jeden Abend zurück. Auch manche Laſtſchiffe ſind zu ſehen und zierlich bemalter Gondeln eine große Zahl. Manche Fiſcherbarke ſegelt hinaus; andere kehren mit der Beute wieder heim. An dem Hafen, um den ein breiter Damm von Steinplatten gelegt iſt, thut ſich ein geräumiger Platz auf, den eine Statue des heil. Johannes von Nepomuk ſchmückt. Dieſe ließ ein öſterreichiſcher General, Freiherr von Lindesheimb, 1735 ſeinem Namenspatron errichten, als er, zwar mit fünf Wunden aber ſonſt wohlerhalten, aus den italieniſchen Feldzügen heimgekommen war. Ein alter, ernſter Thurm überragt den Platz Zu rechter Hand erhebt ſich auf drei ſchweren Bogen der Palazzo vecchio, ein Denkmal der Venetianer, die hier auch einmal regierten und 1466 zu dieſem alten Stadthaus den Grundſtein legten. In ſeine Mauern ſind verſchiedene Wappen und Inſchriften — unter dieſen auch eine hebräiſche — eingelaſſen. Hier ſteht ferner eine Reihe anſehnlicher und wohlerhaltener Gebäude, unter denen breite Bogengänge durchgehen, während auf ihrer Vorderſeite mächtige Altanen prangen. Unter jenen Bogengängen wird der Pilger Riva's namhafteſte Kaffeehäuſer finden, Tſchurtſchenthaler nämlich und Andreis, wo auch deutſche Zeitungen aufliegen. Hier ſtellt ſich überdieß die alte Garde des Orts ein, etliche bejahrte italieniſche Herren, Cavalieri und Conti, welche auf ſchlotterigen Stühlen den Tag verſchaukeln und ihres Lebens Faden geduldig abſpinnen, zufrieden, täglich den blauen Gardaſee zu ſehen, die kühle Ora einzuathmen und zu den Zierden ihrer

Vaterſtadt gezählt zu werden. Des Abends finden ſie wohl im Teatro ſociale, welches bunt, aber fröhlich bemalt iſt, einigen Wechſel der Unterhaltung. Jener Platz hat übrigens einen Anflug von Venedig: er erinnert an ſeinen Reichthum und an ſeine Poeſie.

Nicht weit vom Hafen zur linken Seite ſteht ein großes Gebäude mit einem Thurm, la Rocca genannt, auf allen Seiten von den Wellen des Sees beſpült, folglich eine Inſel, ehemals eine mit vielen Thürmen und Zinnen prangende Veſte, ſpäter eine Nebenreſidenz der Biſchöfe von Trient, nunmehr, ganz umgebaut, eine zierlich getünchte und reinlich gehaltene Kaſerne der Kaiſerjäger.

Auf der andern Seite der Stadt, an der Halde des Berges, zeigt ſich auch noch ein runder, alter Thurm, il Baſtione.

Im übrigen liegt Riva auf einer ebenen Fläche, welche eine halbe Stunde breit iſt und gegen Abend von der hohen Giumella, gegen Aufgang von dem Monte Brione begränzt wird. Dieſer Berg, der mitten in der Ebene ſteht und langſam gegen den See abfällt, gleicht einer Gallione, welche ſchon halb verſunken iſt, trägt aber auf ſeinem Rücken ſchöne Gärten, Oelbäume, Weinberge und Viehweiden. Die Giumella dagen erhebt ſich rieſengroß, kahl, dürr und ſenkrecht aus dem See, ſteigt auch ſo hoch über die Stadt empor, daß ſie dieſe des nachmittägigen Sonnenſcheins ſchon ſehr früh, im Winter zwiſchen ein und zwei Uhr, zu berauben pflegt. Dieſe Giumella reicht bis an den Bach Ponale, der aus dem Ledrothale kommt und mit geräuſchvollem Waſſerfalle in den See ſtürzt. Dort geht auch die neue, aus dem Felſen geſprengte Kunſt-

ſtraße vorbei, welche hoch über den blauen Wogen in jenes Thal führt. Uebrigens ziehen ſich dieſe Berge in ihrer Wildheit, dem Menſchen unzugänglich und feindſelig, noch gegen ſieben Stunden lang am rechten Ufer des Sees hinab, während ihn auf der linken Seite der mächtige Monte Baldo begleitet. Dieſe ungethümen Geſtalten erinnern eher an Norwegen oder Island, als an Italien, aber wenn man den kleinen Kunſtgriff anwendet, den wir in der Gegend von Vezzano empfohlen, wenn man den tiefen See mit ſeinem Sonnen- oder Mondſchein, ſeinen Schiffen und ſeinen verſchwimmenden Fernen dazu nimmt, ſo erhebt ſich ein Bild, ſo ſchön und erhaben, daß man wohl verſteht, warum ſo viele Tauſende kommen, um es zu betrachten. Erſt weiter ſüdlich bei Gargnano und Malceſine treten jene düſteren Wände zurück und es eröffnen ſich Gefilde, welche mit den elyſiſchen verglichen werden, obgleich dieſe noch niemand geſehen hat.

Die gute Stunde, welche man von Riva bis Arco zu gehen hat, iſt in Bezug auf Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit des Wachsthums die beſte Stunde in Tirol. Die Bäche der Berge, die gegen Abend ſtehen und ausgiebige Waſſerfäden aus der Sarca erzeugen im Verein mit der Sonnenwärme eine fabelhafte Fruchtbarkeit. Die Gegend iſt auch reichlich beſetzt mit Bauernhöfen, Landhäuſern, Kirchen und Dörfern. Doch ſtehen alle am Rande herum, wie die Farben auf einer Palette. Es iſt, als ob das Land, das früher Seeboden geweſen, erſt geſtern ausgetrocknet wäre; als glaubten die Leute heute ſelbſt noch nicht daran und hielten ſich für den Fall, daß das Waſſer wieder käme, auf dem anſteigenden Boden am Saume

herum viel beſſer geborgen. Dieſe grüne Fläche hat hinter ſich den hohen Felſenklotz von Arco und die wilden Berge des Sarcathals, vor ſich dagegen den abgeriſſenen Monte Brione und den blauen Gardaſee mit ſeinen ragenden Häuptern und wird mit Recht zu den ſchönſten Gegenden Deutſchlands gezählt.

Sonſt iſt für den Fremden, den Deutſchen, in Riva nicht viel zu holen. Das Städtchen iſt zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um ſich der Heranziehung und Unterhaltung der Kränkler widmen zu können; darum hält man auch ein Curcomité nicht für nöthig, und obwohl es nicht an guten Gaſthöfen fehlt, iſt doch die fremde Beſatzung immer leicht zu zählen. Der Umſtand, daß die Sonne hier, wie ſchon bemerkt, ſo früh hinter die Berge geht, würde übrigens einer Cura invernale hindernd entgegenſtehen, auch wenn man eine ſolche einrichten wollte.

Eine halbe Stunde vor Riva liegt Varrone, ein zerſtreutes Dorf an einem Wildbach, der den gleichen Namen führt. Etwas bergeinwärts gehend erreicht der Wanderer bald die anſehnliche Filanda der Herren Bozzoni, in welcher er mit Freundlichkeit herumgeführt wird. In einer hohen, hellen Halle ſitzen da hundertfünfzig Mädchen und ſpinnen Seide. Die Sammlung wäre zahlreich genug, um ein tiefergehendes Studium der Phyſiognomien, ihrer Anſprüche auf Schönheit u. ſ. w. zu ermöglichen. Doch will ich dieß lieber jüngeren Forſchern überlaſſen und wieder eingezogen meiner Wege gehen. Mitunter fangen alle hundertfünfzig Mädchen zu ſingen an mit angenehmen, halblauten Stimmen, in langen, verſchwebenden Tönen. Es klingt ganz anders als die raſchen, kecken Lieder im

deutſchen Gebirge — es verflötet wie eine ſanfte Klage, eine liebliche Melancholie.

Wir ſind nun ſchon in der Schlucht des Varrone. Sie iſt hier noch ziemlich breit, verengt ſich aber raſch. Ein freundlicher, alter Mann kommt uns entgegen und ſpricht: „Sie ſind erhitzt, meine Herren! Raſten ſie erſt aus — es iſt kühl dort drinnen!“ — Er öffnet ein Häuschen, das am Wege ſteht, ein ſchmuckes Häuschen, in dem ein Fremdenbuch, mehrere Landkarten, ein Plan des neuen Suezcanals, Bilder, Reiſehandbücher, illuſtrirte Werke, das Verzeichniß der hohen Herrſchaften, die hier einmal zugeſprochen, kurz, ſo viel literariſches und künſtleriſches Geräthe vorhanden, daß ſich der Gaſt ein halbes Stündchen ſehr gut unterhalten kann, zumal wenn er noch einen Becher Wein dazu trinkt, den der alte Mann zuvorkommend anbietet. Er bringt ihn aber nicht ſelbſt, ſondern ſeine Tochter, welche den glücklich klingenden Namen Deſtinata, die Beſtimmte, führt. Laßt uns hoffen, daß ſie dem Rechten und daß „der Rechte“ ihr beſtimmt ſein möge. Deſtinata hat übrigens eine längliche Naſe, ein längliches Geſicht und ein ſchwarzes Flaumbärtchen über dem Munde, iſt aber mit ihren feurigen Augen eine ſehr angenehme Erſcheinung.

Die ganze Anſtalt iſt eine wohlthätige Einrichtung der Herren Bozzoni, damit der Wanderer da ausruhen, ſich abkühlen und auf den Sturz des Varrone, dem wir nunmehr nachgehen, ſich vorbereiten könne.

Wenn wir aus dem Hauſe treten, ſo ſehen wir oben über die höchſte Wand herunter einen anſehnlichen Wildbach ſtürzen, der jedoch nach kurzer Sichtbarkeit wieder

hinter den Felſen und den Fichten verſchwindet. Unten im Thale aber, wo wir gehen, ſtrömt neben uns derſelbe Bach und wir werden nun gleich erfahren, wie die beiden Gewäſſer zuſammenhängen.

In kurzer Entfernung öffnet ſich nämlich eine gigantiſche, aus dünnen Kalkſchichten aufgebaute Felſenſchale, die einem Bienenkorb vergleichbar iſt. Hier ſieht man nun allenthalben deutliche Anzeichen, daß der Bach einmal vor unbeſtimmbaren Zeiten in dieſem umgekehrten Trichter herunterſauste. Im Lauf der Jahrtauſende hat er ſich aber immer tiefer eingefreſſen und ſo ſeinen Sturz weiter ins Innere verlegt. Jetzt kommt er aus der geheimnißvollen Schlucht, in die wir eingehen, munter heraus und rauſcht durch die Schale unter unſern Füßen dahin, denn die Herren Bozzoni haben einen Steg errichten laſſen, auf dem man vom Anfang des Felſendomes über den ſchäumenden Wogen fortgehen kann bis an ſein Ende.

Es wird immer kühler und dunkler; plötzlich biegt der Steg rechts hinein und wir ſtehen nach wenigen Schritten dicht unter dem Fall des Varrone. Hier hat ſich nämlich der Bach von oben herein einen Weg gehöhlt, der wie ein Kamin durch den Berg heruntergeht. Er iſt aber keineswegs regelmäßig ausgefallen, ſondern zeigt ganz wilde Verrenkungen. Durch dieſe zieht als ein weißer Rauch der Waſſergiſcht hinauf. Oben ſieht man nur eine Handbreit des blauen Himmels, der mit grünen Büſchen eingerahmt iſt. Wie der Bach durch dieſen Schlauch herab kommt, iſt auch nicht zu ſehen — erſt unten, nicht gar hoch über dem Beſchauer, bricht er wie raſend aus dem Felſenknäuel heraus und ſtürzt in den Schlund, über dem

der Steg ſchwebt, in hunderttauſend glänzenden Tropfen hinunter. Der Bach allein leuchtet — alles andere iſt Nacht. Es iſt ſo finſter, daß man ſich ſelbſt nicht ſieht, und ſo hölliſcher Lärm, daß man ſich ſelbſt nicht verſteht. Eine eigenthümliche, dämoniſche Erſcheinung! — Die alten Griechen hätten den Ort gewiß für heilig genommen und ein Orakel hinein verlegt.

Die Neueren ahnten bis auf unſere Tage nicht, welch ſeltſamer Vorgang hier in den Eingeweiden des Berges zu beobachten ſei. Die früheren Landbeſchreibungen und Reiſehandbücher wiſſen nichts von ihm, wie denn freilich dieſer Sturz, ehe der Steg gelegt war, entweder gar nicht oder nur mit Lebensgefahr zugänglich geweſen, da man ihm nur im Rinnſal des Wildbaches näher kommen konnte.

Von Riva führt eine ſchöne Straße am Ufer des Sees, am Fuße des Monte Brione vorbei, nach Torbole, welches der Fußgänger in einer Stunde erreicht.

Torbole liegt zwiſchen wüſten Felſen eingebettet am Gardaſee. Dieſe Felſen ſind die letzten Ausläufer des Monte Baldo und umſtarren das Dörflein dergeſtalt, daß es zwar gegen den See hin ganz offen, mit dem fruchtbaren Thal der Sarca aber nur durch einen ſchmalen Landſtreifen verbunden iſt. Hinter dem Dorfe, hoch oben auf der grauen Steinwand, liegen, grau wie dieſe, die ernſten Trümmer der Veſte Penede, welche ehedem ein Lehen der Grafen von Arco war und in den früheren Geſchichten dieſer Gegend oft genannt, im ſpaniſchen Erbfolgekriege aber, wo auch das Hauptſchloß untergieng, von dem Herzog von Vendôme und ſeinen Franzoſen verbrannt worden iſt. Zu den Zierden des Dörfleins mag man

etwa jene Haine von Oelbäumen zählen, die ſich am Monte Baldo hinziehen, bis dieſer ſo rauh und ſteil wird, daß nur noch niederes Gebüſch auf ſeinen Wänden fortkommt, dann die Kirche auf ragender Stelle, die eine herrliche Ausſicht über den langen See gewährt, endlich das Landhaus des Herrn Giuliani, der ein guter Freund aller guten Deutſchen iſt. Er hat viele Jahre in kaiſerlichen Dienſten fern von der Heimath zugebracht, dabei unſer Volk und ſeine Weiſe liebgewonnen und ſieht nun ſeinen Lebensabend in dieſem ſeinem reizenden, durch einen heſperiſchen Garten verſchönerten Wohnort ſtill verfließen. Der Wanderer wird in dieſem Garten freundlich aufgenommen und mit deſſen ſeltenen Pflanzen gern bekannt gemacht; ja, wenn ihm nur der mindeſte Durſt anzuſehen, ſetzt ihm Herr Giuliani ſofort eine Flaſche vom beſten Torbolaner vor. Dieſe, der Garten und der Ausblick auf den See bilden dann einen Dreiklang von wunderbarer Harmonie. Eine Altane über dem Waſſer iſt ſo zauberhaft gelegen, daß einmal drei Preußen, welche wahrſcheinlich Dichter geweſen, von Herrn Giuliani im Hochſommer die Erlaubniß erbaten, eine Mondſcheinnacht dort zubringen zu dürfen, was ſie auch ſo vollkommen ausführten, daß ſie am nächſten Morgen das Lager erſt ſuchten, als die andern Leute es verließen.

Dieſer Garten wird auch in der künftigen deutſchen Literaturgeſchichte einige Bedeutung anſprechen dürfen. „Sehen Sie," ſagt Herr Giuliani nicht ohne Stolz, „dort auf dem Tiſchchen hat Herr ** ſeinen berühmten Roman, hier auf der Altane hat Herr ** ſeine vortrefflichen Reiſeſkizzen, dort unter der Laube hat Herr ** ſeine geiſtreichſten Feuilletons geſchrieben." Ich weiß zwar nicht, ob Roman,

Reiſeſkizzen und Feuilletons mir eben ſo gut gefallen würden, wie dem wohlwollenden Herrn Giuliani, denn ich habe ſie zu leſen noch leider nicht die Zeit gefunden, aber der Literarhiſtoriker dürfte ſich dieſe Notizen jedenfalls vormerken.

Torbole's innere Einrichtung führt den Pilger, der vielleicht in Roveredo die Bahn verlaſſen und auf dem kurzen Wege hieher zur Betrachtung noch keine Ruhe gefunden hat, ſpielend in alle Eigenthümlichkeiten eines italieniſchen Neſtchens ein. An den zwei oder drei engen und ſchmutzigen Gäßchen, welche die Ortſchaft bilden, ſtehen zwei- und dreiſtöckige Häuſer, welche aber etwas nachläſſig gehalten, mit lottrigen Thüren und Fenſterläden verſehen, oft auch mit der ſämmtlichen Wäſche der Einwohnerſchaft behängt oder gar nicht getüncht ſind, ſo daß ſie trotz der ſteinernen Freitreppen, Thorbogen und Fenſterrahmen ein ärmliches Ausſehen bieten. Wie wenig das Völklein zu verbergen ſucht, geht daraus hervor, daß es mit ſeinen geheimen Correſpondenzen die zerbrochenen Fenſterſcheiben zu erſetzen pflegt, ſo daß wir im Vorbeigehen manch ſchätzbares Material für eine Torbolaner Novelle zuſammenleſen konnten.

Daß es nicht an einer Piazza fehlt, braucht kaum geſagt zu werden. Gegen dieſe hin öffnen ſich mehrere kleine, immer offene Läden, unter andern generi misti (gemiſchte Waarenhandlung), wo auch Schreibpapier zu haben, was uns aber nicht verhindern ſoll, fruchtbare Schriftſteller aufmerkſam zu machen, daß ſie ihren Vorrath beſſer ſelber mitbringen, da es mir im vorigen Jahr einmal begegnete, daß ich in drei Tagen ganz Torbole aus-

geſchrieben hatte. Außerdem zeigen ſich da noch ein vielbeſchäftigter Barbier, zwei Weinſchenken, ein Tabaks- und ein Obſtladen, die anſpruchsloſe Poſtanſtalt, vor allem aber ein Kaffeehaus mit einem Billard und einem Wandkaſten, durch deſſen Glasthüre verſchiedene Liquori glänzen. Auch mit Blumauer Bier erquickt der junge Geſchäftsmann nicht ſelten ſeine ſeltenen Gäſte. Da die Zahl der politiſirenden Honoratioren in Torbole ſehr gering iſt, ſo kommen überhaupt keine Zeitungen hieher, weder ins Kaffeehaus noch ſonſt ins Dorf. Wer ſich dieſes Bedürfniſſes nicht entſchlagen will, der muß immer einen Spaziergang nach Riva dranſetzen. Man erinnert ſich vielleicht aus früherer Lectüre, daß auch Herr Seißl, der Caféſieder in der bekannten Stadt Rattenberg, keine Zeitungen hält, weil ſie doch nicht geleſen würden! Dem Geſchrei der Italianiſſimi gegenüber, die da immer die ungeheuren Unterſchiede zwiſchen dem Trentino und dem übrigen Tirol hervorheben, ſollte man von deutſcher Seite ebenſo energiſch auf das Uebereinſtimmende hinweiſen. Dieſe literariſche Bedürfnißloſigkeit, die ſonſt weder in Italien noch in Deutſchland ſo ausgeprägt zu finden, ſcheint doch auch ein Zeichen, daß die beiden Landſchaften beiſammen bleiben ſollen, „auf ewig ungetheilt“. Die öffentliche Sicherheit iſt hier zu Lande ſo feſt begründet, daß der Caffettiere, wenn er ausgeht, ſeine Räume nicht abſperrt, ſondern über die beiden Strohſtühle, welche vor der Thüre ſtehen, nur eine Billard-Queue legt, welche hinlänglich andeutet, daß jetzt der Eintritt nicht geſtattet ſei. Vor dreißig Jahren war im erſten Gaſthofe zu Riva die Erfindung der Schlöſſer noch

unbekannt und ein Nachtriegel gilt jetzt noch für eine germaniſche Spitzfindigkeit.

Auch ein ſteinerner Brunnen ſprudelt auf der Piazza und des Abends ſcheinen ſich da „die ſchwarzbraunen Mädichen“ aus allen deutſchen Volksliedern zu verſammeln. Es entſpinnt ſich dann ein munteres Geplauder, dem man gerne zuhört, wenn man auch wenig davon verſteht.

Obwohl das Dorf klein und nur von ſechshundert Seelen bewohnt iſt, ſo finden ſich da doch ſo viele wohlverſorgte oder anſpruchsloſe Leute, daß auch das ſüße Nichtsthun ſchon mannichfach betrieben wird. Auf den bekannten Strohſtühlen ſitzen vor dem Caffè, vor der gemiſchten Waarenhandlung der Fratelli Stefanelli, vor der Poſtanſtalt u. ſ. w. den ganzen Tag ſo viele unbeſchäftigte Standesperſonen, namentlich des reiferen Alters, daß das Geſpräch von Mund zu Mund oder auch über den Platz hinüber und herüber nie verſtummt.

Dieſer ſelbſt bietet den ganzen Tag über allerlei Unterhaltung. Es vergeht keine Viertelſtunde, ohne daß ein Stellwagen, eine Retourchaiſe, ein Ochſenfuhrwerk, ein Eſelskarren da vorüberzieht. Der Platz wird zwar ſelten gekehrt, ſo daß er mit Heu und Stroh, mit Maisblättern, Rebenlaub, ſowie mit den mannichfachen Abfällen des Thierreichs immer reichlich beſtreut iſt; allein ein Künſtlerauge würde ſelbſt dieſen Unrath nicht gern entbehren, da er zur Ausfüllung des Bildes faſt unentbehrlich iſt. Im Winkel des Platzes, aber gegen den See hin offen, findet ſich das Gaſthaus „zum Gardaſee (al lago di Garda),“ welches in neuerer Zeit Herr Antonio Bertolini eröffnet hat. Dieſer fand vor zwanzig Jahren zu Lana ein junges

Bozener Mädchen, das dort als fleißige und hübſche Kellnerin in hoher Achtung ſtand. Von ihrem Liebreiz bezwungen, erkor er ſie zu ſeiner Gattin, obwohl er nicht deutſch und ſie nicht italieniſch verſtand. Gleichwohl verſtanden ſich beide ſehr gut mit einander, und das Verſtändniß wurde dadurch noch inniger, daß die junge Frau bald ganz gut wälſch erlernte, wogegen Herr Bertolini allen Verſuchen, ihm das Deutſche beizubringen, bisher allerdings ſieghaft widerſtanden hat. So kamen ſie nach und nach durch längere glücklich betriebene Handelſchaft zu ſo reichlichen Mitteln, daß ſie ein altes Herrenhaus zu Torbole erſteigern und da eine Wirthſchaft einrichten konnten. Da erbauten ſie auch über dem Garten eine gaſtliche Veranda mit herrlicher Ausſicht über das blaue Gewäſſer bis nach Deſenzano hinauf, eines der beliebteſten Plätzchen am ganzen See, auch ein Stelldichein jener ſinnigen Wanderer aus Deutſchland, welche den großen Tummelplätzen der Touriſten gerne fern bleiben und vielleicht ſchon Riva und Arco etwas zu lebendig finden. Hier auf dieſer Veranda ſehen ſie Stunden und Tage in ſeliger Weltvergeſſenheit dahinfließen. Frau Bertolini ſendet aus ihrer Küche treffliche Nahrung, Herr Bertolini aus ſeinem Keller den beſten Wein, und Teresina, das Töchterlein, das zu Brunecken ein muſterhaftes Deutſch gelernt, wandelt als adlernaſige Hebe an den Tiſchen freundlich auf und ab. Namentlich aber die Abende, wenn der Vollmond ſeinen Glanz über den See ergießt, ſind unvergeßlich. In Anbetracht der geringen Reize der übrigen Dorfſchaft wird es daher nicht überraſchen, wenn ich ſchon öfter behauptete: Torbole beſteht eigentlich nur aus einer Veranda.

Nebenbei kann aber doch bemerkt werden, daß die „unzähligen kleinen Ortſchaften“, welche Goethe auf ſeiner italieniſchen Reiſe von Torbole aus am Ufer des Sees erglänzen ſah, jetzt nicht mehr zu ſehen ſind und wahrſcheinlich auch zu ſeiner Zeit nicht vorhanden waren. Uebrigens haben die Münchener, deren Scharfblick ja bekannt, jene Veranda und alle ihre Seligkeiten ſchon vorlängſt ergattert und ſitzen in der Zahl der Grazien, der Muſen u. drgl. an dem langen Tiſche, den immerdar eine ſtille Heiterkeit umweht, welcher ein angenehmer Iſera keineswegs hinderlich iſt.

So ſicher iſt der Bajuvare, auf dieſer Veranda nie lange ohne heimathliche Anſprache zu bleiben, daß einer unſerer Dichter dieſe Erfahrung ſogar in folgenden Verſen zu kryſtalliſiren ſuchte:

„Jenes Glück, das ich erſehne,
Daß ich's nie erreichen kann!
Kaum daß ich allein mich wähne,
Kommen wieder Münchner an.“

Der nächſte Gegenſtand, der auf der Veranda in die Augen fällt, iſt der kleine Hafen, in dem jetzt lediglich ein paar unerhebliche Laſtſchiffe und einige Gondeln ſchwimmen. Ehemals waren aber der Port und die Lände immer voll Geſchäft, denn die Güter, welche nach Mailand oder Genua beſtimmt waren, wurden alle von Roveredo hieher geleitet, um wenigſtens für fünfzehn Stunden die billige Fahrt über das Waſſer genießen zu können — allein ſeitdem die Eiſenbahn eröffnet worden, iſt jenes geräuſchvolle Leben zu Torbole vollſtändig erloſchen. Wenn dieſer Hafen am

Bodenſee, am Züricher See, an einem andern germaniſchen See gelegen wäre, ſo hätte ſich aus den Erübrigungen der Einwohnerſchaft gewiß ein niedlicher Flecken, ein zierliches Städtchen herausgebildet, mit geſchmackvollen Häuſern, die äußerlich durch grüne Läden, ſpiegelnde Fenſter, ſeidene Vorhänge prangen würden, innerlich durch ſchöne Pianos, ſchöne Bilder, ſchöne Bücher; in der Laube würden Mädchen ſingen, ſchöne deutſche Lieder würden klingen — aber dieſes wälſche Torbole iſt trotz ſeines großen Verkehrs ein ärmliches Neſtchen geblieben — ich weiß auch nicht warum.

„Ach, hier," flüſterte eine Stimme, „wenn ſie einen Thaler einnehmen, verthun ſie ihrer drei!" Mir fielen da wieder der junge Norddeutſche und der Pater Albertus ein, welcher vor dreißig Jahren eines Sonntags über die ſündhaften Unterhaltungen der Meraner ſo hölliſch gewettert hatte, daß jener eiligſt zu ihm lief, um zu fragen, wo denn dieſe Unterhaltungen zu finden wären, da er ſehr nahe daran ſei, vor Langeweile zu berſten. „Ach, einmal im Leben," ſagt ich, „riskir' ich's auch und verthue drei Thaler mit den Torbolanern, aber wo?" Die Stimme zog ſich jedoch zurück und wollte keine Auskunft geben. Ich weiß auch nicht warum.

In dem ſchlichten Häuschen, das am Eingange des Hafens ſteht, wohnt zwar der k. italieniſche Zollaufſeher, allein er hat den ganzen Tag nichts zu thun, ſitzt ſtundenlang vor ſeiner Thüre, ein Bein über das andere geſchlagen, und raucht in orientaliſcher Ruhe ſeinen ſchwarzen Dreikönig. Die vierzehn Mann der öſterreichiſchen Finanzwache führen daſſelbe beſchauliche Leben. Indeſſen iſt dieſe Ruhe nur während der Tageszeit ſo unerſchütterlich.

Während der Nacht muß die Finanzwache bei jedem Wind und jedem Wetter hinaus auf die Wogen des Sees, um ihres Dienſtes zu warten. Da ſoll dann mancher Fang gelingen — manchmal entſtehen auch Gefechte mit den Schmugglern, wobei ſelbſt Schießgewehre losgehen.

Voriges Jahr um dieſe Zeit habe ich vierzehn Tage bei Herrn Bertolini verlebt. Das Oberſtübchen mit dem herrlichen Blick auf den See war meine Wohnung. Ich hatte viel zu leſen, auch einiges zu ſchreiben, und blieb alſo faſt den ganzen Tag auf der Stube. Nur das gemeinſchaftliche Mittagsmahl zog mich hinunter auf die Veranda und, wie ſich von ſelbſt verſteht, der Abendtrunk, welchem gewöhnlich ein Spaziergang bis an den Monte Brione vorangieng; dann ſaßen wir an dem mondbeglänzten See oft bis elf Uhr beiſammen. Mir iſt jetzt, als wenn damals alle Tage Vollmond geweſen wäre.

Aber heuer — wie ganz anders war es da! Seit drei Wochen hatte es geregnet — die Gäſte waren alle davon — die Veranda, einſt ſo vieler ſchöner Stunden ſtiller Zeuge — ſie war jetzt nur ein naſſes, trauriges Brettergerüſt, über welches kalte Herbſtwinde ſtrichen! Der Anblick verſtimmte mich dergeſtalt, daß ich wirklich einer geiſtigen Erholung bedurfte und mich nach einem Labetrunk aus der Vergangenheit ſehnte. Da fiel mir glücklicherweiſe der vorjährige Abſchied ein, der letzte heitere Abend in Torbole.

Es war gegen Ende des damals ſo ſommerlichen Octobers. Das Haus hatte ſich plötzlich wieder von unten bis oben gefüllt. Es war zufällig das Schönſte zuſammengekommen, was auf den deutſchen Fluren zu finden ſein

möchte — Dichter, Maler, Malerinnen, ein junger Gelehrter, zwei reiſende Hochzeitspaare und noch andere Perſonen, welche nicht erwähnt ſein wollen. Die meiſten waren ſich allerdings fremd, aber nach meiner Erfahrung zeigen ſich die Menſchen um ſo liebenswürdiger, je weniger ſie ſich gegenſeitig kennen. Jeder will da für ſich einnehmen, heiter und witzig ſein und den beſten Eindruck machen, was unter alten Freunden kaum mehr der Mühe werth ſcheint. Herr Giuliani ahnte, daß es auf einen Abſchied losgehe und brachte in jeder ſeiner zahlreichen Taſchen eine volle Flaſche mit — Herr Bertolini wollte ſich auch nicht beſchämen laſſen und ſetzte eine achtbare Minorität entgegen. Dieſe Vorbereitungen erfüllten uns alle mit der Ahnung, daß wir am Vorabend großer Ereigniſſe ſtünden. Um deren Eintritt zu fördern, ſchlug der junge Gelehrte vor: wir ſollten jetzt alle recht gemüthlich ſein — ein Vorſchlag, der mit Acclamation begrüßt, von dem Dichter aber noch durch den Antrag übertroffen wurde: wir ſollten heut alle thun, als ob wir Jugendfreunde und beziehungsweiſe Freundinnen wären. Ich kam dabei nicht übel weg, denn wenn ich mich als Jugendfreund meiner Nachbarin, der einundzwanzigjährigen Hochzeitsreiſendin von der blauen Donau dachte, ſo konnte ich mir leicht um vierzig Jahre jünger vorkommen, als ich damals wirklich war. Auch begeiſterte Reden wurden gehalten. Der junge Gelehrte brachte den erſten Trinkſpruch aus, natürlich auf den Benacus, wobei er die bekannte virgiliſche Stelle den Damen ſehr ſchön erläuterte. Dann ſprach der Dichter und ließ die Hochzeitspaare leben, dann redeten die Maler, die Malerinnen, die Hochzeitspaare ſelbſt und die anderen

Perſonen, welche nicht erwähnt ſein wollen. Ob wohl je in ſo wenigen Stunden ſo viel Geiſt verpufft worden iſt? Um Mitternacht ſchieden wir. Von ſo herrlichen Menſchen ſchien man ſich nicht trennen zu können ohne Thränen.

Am andern Tag in den Morgenſtunden gieng alles aus einander — wir verpufften wie unſere Trinkſprüche — das Haus war wieder leer. Seit jenem Abend habe ich nur einen der Tiſchgenoſſen noch einmal geſehen — wo die andern leben, iſt mir unbekannt. Zuerſt hab' ich ihre Reden, zuletzt auch ihre Namen vergeſſen. — So geht's in der Welt! — —